

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen Viertelj. 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellgeld.

Redaktion: Lauhaer Str. 19/21.
Telegraphisch: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeitspalt ober deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Beitrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauhaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Tageskalender.

Die neue Flottenvorlage ist dem Bundesrat zugegangen. (Siehe: Deutsches Reich.)

In Wien fand Sonntag eine Massendemonstration für das allgemeine Wahlrecht statt, an der sich 100 000 Menschen beteiligten. (Siehe: Wahlrechtskampf in Oesterreich.)

In Prag kam es zu gewaltigen Straßenkämpfen; die Revolution wurde proklamiert, Militär kämpfte in großen Massen gegen die Arbeiterschaft.

Der Eisenbahnverkehr von Petersburg nach der deutschen Grenze ist noch nicht wieder aufgenommen worden.

In Petersburg sind zum ersten Male seit Ausbruch der revolutionären Bewegung wieder Zeitungen erschienen.

Die von der Polizei organisierten Judenhetzen dauern in vielen russischen Städten fort.

Zum Literatenskanandal.

Leipzig, 6. November.

Wir haben unsern Lesern versprochen, sie über die Entwicklung des Kampfes zwischen den Berliner Parteinstanzen und den sechs entlassenen Redakteuren des Vorwärts auf dem Laufenden zu erhalten, soweit es sich um neue tatsächliche Momente handelt. Wie berechtigt dieser Vorbehalt war, zeigt bereits die erste Fortsetzung dieser Diskussion, die im Vorwärts mehr als sechs eng gedruckte Spalten füllt. So sehr wir anerkennen, daß die Berliner Parteinstanzen auf die Erklärungen der Sechs, die das wahnsinnige Entzünden der kapitalistischen Presse erregen, ausführlich antworten müssen, so sehr halten wir es für eine Pflicht der Parteipresse, den Literatenskanandal nach Möglichkeit einzudämmen, indem sie nicht ausführlichere Notiz davon nimmt, als gerade notwendig ist, um ihre Leser sachlich zu orientieren.

Zu rechtfertigen suchen die Sechs den von ihnen angezettelten Skandal in folgender Weise:

Wir wollten in der Tat „Sensation“ erregen, sofern man darunter versteht, daß wir nach gewissenhafter, sorgfältiger Prüfung zu dem Entschluß gekommen sind, wir hätten die heilige Pflicht, die Parteigenossen aufzurütteln, und blieben wir dabei, wie wir nach bisherigen Erfahrungen annehmen mußten, selbst auf der Strecke. Wir fühlten uns ganz als Werkzeug der Partei, der wir dienen, nachdem uns die neuesten Vorgänge die Gewissheit verschafft haben, daß in das gesund und kräftig pulserende Blut der Partei ein Tropfen Gift eingebracht sei. Wir verfolgen auch im Fortgange des Kampfes keinerlei persönliche

Interessen. Wir sind nicht Illusionisten genug, um anzunehmen, daß wir irgendwelche persönliche Vorteile von unserm Vorgehen haben könnten. Wir sind vielmehr vom Gegenteil überzeugt. Aber wir haben es einmal auf uns genommen, den Kampf für die innere Redlichkeit und Klarheit der deutschen Sozialdemokratie lociter zu führen, von deren Gesundheit auch die gebeliche Entwicklung der gesamten Kulturverhältnisse wesentlich abhängt. Die deutsche Sozialdemokratie hat die höchste Mission zu erfüllen, die jemals eine Bewegung, eine Partei zu leisten hatte. Die Mission kann nicht ohne innere Wahrheit zum Siege geführt werden. Wir bekämpfen das System der Persönlichkeiten in der Partei, die so sehr mit sich selbst die Partei identifizieren, daß sie alles, was gegen sie gesagt wird, als eine Schädigung der Partei denuncieren. Wir bekämpfen die armselige Methode elender persönlicher Rivalitäten, die sich prinzipiell maskieren. Wir bekämpfen den Geist des Mißtrauens und der Intrige, der unser Parteileben gerrütelt. Wir bekämpfen, kurz gesagt, alle die Schäden, die mit jeder Art persönlichen Regiments verbunden sind, die aber zehnfach verhängnisvoll wirken müssen in der Demokratie. Wir sollen endlich lernen, die kleine Person in der Sache vollständig aufgehen zu lassen. Wir sollen den Mut haben, offen auszusprechen, was wir denken, unbestimmt um die Rücksichten des Erfolges und diplomatischer Klugheit.

Auf dies arrogante Verstehen, das so herrlich mit Grodnauer's Höflichkeit, dem hämischen Stolz der „Aufklärung“ in den Rücken des Genossen fällt und den heimlichen Umtrieben des Bundesfreundes Stampfer übereinstimmt, antworteten die Parteinstanzen kurz und bündig:

Wenn sich Einer und Weniger in schwüligen Darlegungen ergehen, die eines erheiternden Beigeschmacks nicht entbehren, über die Mission, welche die Sechs zu erfüllen bestrbt seien, um die Partei vor den bösen Einflüssen zu retten, die der Parteivorstand oder einzelne seiner Mitglieder geltend zu machen versucht hätten, so fordern wir statt unbestimmter zweideutiger Behauptungen und Verdächtigungen Beweise. Solange diese Beweise nicht erbracht werden, bezeichnen wir diese Anschuldigungen und Verdächtigungen als Verleumdungen.

Wir können nur wiederholt fordern, die Beweise für die unqualifizierbaren Verdächtigungen zu bringen, sonst müßten wir diese immer wiederkehrende Methode als schmutzig und niederträchtig bezeichnen.

Zur Sache behaupten die Sechs, daß sie immer die Ansichten der Gesamtpartei vertreten hätten und nur einem dunklen Komplott zum Opfer gefallen seien, über das sie sich dunkel andäuseln, wie folgt:

Nichtig an den Auseinandersetzungen der Denkschrift über die prinzipielle und tatsächliche Haltung ist lediglich die nicht überraschende Erscheinung, daß Bebel und die Sechs öfter auf Parteitage angegriffen hat, womit aber noch längst nicht gesagt ist, daß er mit seinen Angriffen recht hatte. Zutreffend ist ferner, daß genau zwei Jahre nach dem Dreimillionensieg, am 17. Juni 1905, auf Antrag des Kreises Niederbarnim — diesen ausschlußreichen Umstand verschweigt die Denkschrift — des Kreises also, dessen Abgeordneter Stadthagen ist — eine Sitzung der Funktionäre Berlins stattfand, die ihre Unzufriedenheit mit uns zu äußern schien, was, wie wir noch angeführt werden. Unmittelbar darauf erkranken wir uns wieder der vollen Übereinstimmung mit den Berliner Funktionären, bis dann anfangs September dieses

Jahres, abermals unter der sichtbaren Regie Stadthagens und seines Kreises, abermals eine Demonstration gegen die Vorwärts-Mehrheit geplant war, die aber vollständig scheiterte, weil man damals noch so unvorsichtig war, die beschuldigten Redakteure hinzuzuziehen.

Hierzu bemerken die Berliner Parteinstanzen:

Die Sechs machen in ihrer Entgegnung gemäß ihrer Gewohnheit dunkle Andeutungen über ein mißglücktes Prononciamiento gegen die Redaktion, das Stadthagen geleitet haben soll. Was die Sechs dunkel andeuten belieben, wollen wir offen aufdecken. Am 1. und 8. September fanden gemeinsame Sitzungen des Parteivorstandes, der Pressekommmission und der 18. Sitzung statt. Die Sitzung am 8. war die Fortsetzung der Sitzung vom 1. September. In diesen beiden Sitzungen war Stadthagen als Mitglied der Redaktion anwesend, nahm aber keine persönliche Bemerkung das Wort. Zunächst wurde über die öffentlich bekannt gewordene Korrespondenz Wehlers mit der Redaktion der Bremer Bürgerzeitung wegen Aufnahme von Berichten über Berliner Parteiverfassungen. Das Versahren Wehlers wurde bei diesen Verhandlungen als große Unloyalität verurteilt. Auf seine Erklärung, in einem ähnlichen Falle wieder so handeln zu wollen, wurde die Stimmung gegen ihn in der Pressekommmission so erregt, daß diese gegen Wehler ein Mißtrauensvotum beantragte und beschloß, ihm die Redaktion der Parteinachrichten zu nehmen, die er nach Ansicht von Vorstand und Pressekommmission parteiisch redigiert hatte. In der darauf folgenden Sitzung am 8. September erklärte Wehler die Beurteilung des von ihm an die Redaktion der Bremer Bürgerzeitung gerichteten Briefes als ein der Pressekommmission zustehendes Recht, bezeugte seine Bereitwilligkeit, auf die Redaktion der Parteinachrichten zu verzichten, daß jedoch, von dem allgemeinen Mißtrauensvotum Abstand zu nehmen. Hierauf wurde beschlossen, das Mißtrauensvotum nicht auszusprechen.

Zur Erklärung fügen wir hinzu, daß in den Berliner Parteiverfassungen vor dem Jänner Parteitag einige näherere Besinnungsgenossen der Sechs allerlei Klatsch über die Leipziger Volkszeitung und den Genossen Mehring verbreiteten. Da die Bremer Bürgerzeitung sich nicht zur Weiterverbreitung dieses Klatsches hergab, wurde sie von Wehler in einem groben Briefe angefaßelt. Sie verbat sich natürlich diese Unverschämtheit, worauf Wehler gleichwohl fortzufuhr, öffentlich den Progen zu prüfen. Sinter den Kullissen hat er sich aber, wie die Erklärung der Berliner Parteinstanzen zeigt, nur durch eine demütigende pater pascavi retten können, und durch diese doppelte Taktik hat er sich gewiß würdig gemacht, in dem Kampfe für die innere Redlichkeit und Klarheit der deutschen Sozialdemokratie in vorderster Reihe zu streiten.

Schließlich verkünden die Sechs:

Hier handelt es sich um die Gesundheit des gesamten Parteikörpers. Wir wissen, daß die große Masse der Parteigenossen einig und geschlossen, klar und wegsicher ist, aber wir können uns nicht mehr der Einsicht verschließen, daß einzelne Führer Fehler auf Fehler häufen, um schließlich im Eigeninteresse recht zu behalten, die unverletzlichen Grundfeste unseres Parteilebens preiszugeben. Wir haben uns in den letzten Jahren immer wieder gegen diese Erscheinungen aufgelehnt, mit der gebotenen Rück-

Seuilleton.

Garman & Worsse.

Roman von Alexander Kielland.
(Nachdruck verboten.)

I.

Nichts ist so weit wie das Meer, nichts so geduldig. Auf seinem breiten Rücken trägt es wie ein gutmütiger Elefant die kleinen Wichte, die die Erde bewohnen; und in seiner großen, kühlen Tiefe hat es Platz für allen Jammer der Welt. Es ist nicht wahr, daß das Meer treulos ist; denn es hat nie etwas versprochen: ohne Anspruch, ohne Verpflichtung, frei, rein und unverfälscht klopfte das große Herz, das letzte Gesunde in der kranken Welt.

Und während die Wichte darauf hinausstarren, singt das Meer seine alten Lieder. Viele verstehen es gar nicht; und nie verstehen es zwei in derselben Weise. Denn das Meer hat ein besonderes Wort für jeden Einzelnen, der sich ihm Aug in Auge gegenüberstellt.

Es lächelt mit kleinen, glänzenden, grünen Wellen den barfüßigen Kindern zu, die Krabben fangen; es bricht in blauen Dünungen auf das Schiff ein und prißt den frischen, salzigen Schaum weit über das Deck. Schwer und avon wälzt sich die See gegen den Strand, und während müde Augen den langen, weißgrauen Brandungen folgen, können die Schaumstreifen in glänzenden Bogen über den glatten Sand hin. Und in dem dumpfen Laut der Wogen, wenn sie zum letztenmal zusammenfallen, liegt etwas wie ein geheimes, Unerständnis; jeder denkt sich das Seine und nickt hinaus, als ob das Meer ein Freund wäre, der alles weiß und es treu aufbewahrt.

Aber was das Meer für die ist, die am Strande wohnen, erfährt niemand; denn sie sagen nichts. Sie leben ihr ganzes Leben das Gesicht der See zugewandt. Das Meer ist ihre Gesellschaft, ihr Ratgeber, ihr Freund und ihr Feind, ihr Erwerb und ihr Friedhof. Darum wird es ein Verhältnis ohne viele Worte, und der Blick, der hinausstarrt, wechselt nach der Meise, die das Meer zeigt; er ist bald vertrauensvoll, bald halb ängstlich und trotzig.

Aber nimm einen dieser Strandbewohner, bring ihn weit hinein in das Land zwischen die Berge in das lieblichste Tal, das du finden kannst; gib ihm das beste Essen und die weichsten Betten. Er wird dein Essen nicht anrühren, in den Betten nicht schlafen; sondern, ohne sich umzuwenden, wird er von Berg zu Berg klettern, bis er weit, weit draußen etwas Blaues schimmern sieht, das er kennt. Da geht ihm das Herz auf; er starrt hinaus auf den kleinen, blauen Streifen, der da draußen glüht, bis alles im Blau zu verschwimmen anfängt; aber er sagt nichts.

Es geschah oft, daß die Leute drinnen in der Stadt zu Richard Garman sagten: Daß Sie, Herr Legationssekretär, das einfache Leben draußen in Ihrem Leuchtturm ertragen können!

Aber der alte Herr antwortete immer: Ja, sehen Sie! Man fühlt sich eigentlich nie einsam am Meer, wenn man erst seine Bekanntschaft gemacht hat, und außerdem habe ich ja meine kleine Madeleine.

Und das war seine Herzensmeinung. Die zehn Jahre, die er hier draußen an der einsamen Kiste zugebracht hatte, gehörten zu den besten seines Lebens, und sein Leben war doch bewegt und bunt genug gewesen. Aber ob er jetzt der Welt müde war, oder ob seine kleine Tochter oder das Meer ihn fesselte, oder ob alles zusammen dazu beitrug, — das ist wenigstens sicher, er hatte sich zur Ruhe gesetzt und schien nie mehr daran zu denken, den Leuchtturm von Bratwald zu verlassen.

Das hatte niemand geglaubt, und damals, als es rudbar wurde, daß Herr Legationssekretär Richard Garman, der Sohn des größten Handelshauses der Stadt, den Posten eines einfachen Leuchtturmwächters suchte, schüttelten die meisten den Kopf über diesen neuen Einfall des „verrückten Kandidaten“. „Der verrückte Kandidat“ hieß Richard Garman in der Stadt, und es läßt sich nicht leugnen, daß er diesen Namen verdiente. Denn wenn er sich auch nicht, seit er erwachsen war, viel zu Hause aufhielt, kannte man doch sein flottes und lustiges Leben genügend, um sich in heimlicher Bewunderung über ihn zu bekreuzigen. Dazu kam, daß die Besuche, die er zu Hause machte, oft mit dem einen oder andern großen, feierlichen Ereignis in Verbindung standen. So zum Beispiel, wie er als junger Kandidat bei dem Begräbnis der Mutter zugegen war, und noch mehr als er Hals über Kopf von Paris nach Hause eilte aus Strohbebet des alten Königs in einem Aufzug und mit eifrigem Wesen, das den meisten Damen den Atem benahm und die Herren zur Verzweiflung brachte.

Später sah man ihn nicht viel. Aber das Gerücht ließ ihn nicht los: bald hatte ein Manufakturist ihn in Zink's Hotel in Hamburg gesehen, bald lebte er in einem Palast, bald wollte man wissen, daß er sich in den Docks herumtrieb und die Briefe der Matrosen für ein Glas Bier schrieb.

Aber eines schönen Tages hielt der große Galawagen von Garman u. Worsse an der Dampfsschiffbrücke. Auf dem Rücksitz saßen der Inhaber der Firma, Konsul C. F. Garman, und das junge Fräulein Rachel; der kleine Gabriel, der jüngste Sohn, sah neben dem Kaiser.

Eine verzehrende Neugier markierte die Menschengruppen, die sich an der Brücke gebildet hatten. Der große Wagen war nur selten in der Stadt zu sehen, und jetzt war er augenscheinlich hier unten, um den Hamburger zu erwarten. Endlich wagte der Wacker des Hauses an den Wagenschlag zu treten und nach einigen einleitenden Worten zu fragen, wer erwartet würde.